

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 237.

Donnerstag, 10. Oktober.

1929.

(12. Fortsetzung.)

Wettlauf um Ellinor.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Senta Medel.

Als Bobby nun den Mund öffnen wollte, fuhr sie schnell auf:

„Halt ihm den Mund zu, George, schnell, halt ihm den Mund zu!“

George stürzte auf den verdutzten Bobby los. Er presste ihm die Hand auf den Mund, daß er den Atem verlor.

Bobby schnaufte und pustete, aber George hielt eisern fest.

„Verzeihen Sie“, rief Ellinor, „aber ich muß ganz schnell etwas sagen, ehe Sie den Mund aufstun: ich bin Ellinor Stanley! So, George, nun laß das arme Opfer los!“

Bobby wettete und fluchte. Aber als Ellinor erklärte, daß sie ihn zwar reizend fände, aber nicht die geringste Lust gehabt hätte, sich von ihm finden zu lassen, da der Termin noch nicht abgelaufen sei, da ließ er sich schnell versöhnen.

„Vor allen Dingen eins, meine Herren!“, sagte Ellinor, als einigermaßen Ruhe eingetreten war, „es darf natürlich kein Mensch ahnen, wer ich bin! Ich habe keine Lust, weil George mich liebt und in seiner Verliebtheit vielleicht Dummheiten macht, oder weil Sie mich nett finden, Mr. Carlton, meine Idee aufs Spiel zu setzen! Meine Frist ist erst übermorgen abgelaufen, bis dahin darf mich keiner finden! Ich bin Betty Glynn, bitte, hier ist mein Paß!“

Ellinor hielt den Paß hin und George und Bobby Carlton versicherten hoch und heilig, sie seien vollkommen davon überzeugt, daß sie wirklich Betty Glynn sei.

„Was wollen Sie eigentlich bei mir, Betty Glynn?“, fragte George und küßte Ellinor zärtlich aufs Ohr.

Ellinor fuhr empört auf:

„Sie haben sich anständig zu benehmen, Mr. Wellton, eine Dame, die man vor zwei Minuten noch nicht kannte, küßt man nicht! Es scheint da eine kleine Verwechselung vorzuliegen. Ich bin hierher gekommen, um mich um den Posten einer Privatsekretärin beim Chef der Wellton-Werke zu bewerben. Sind Sie von meinen Fähigkeiten, diese Stellung auszufüllen, überzeugt?“

„Nein!“, warf Bobby ein.

„Warum nicht!“

„Abgesehen davon, daß ich George in diesem Falle nicht die notwendige Sachlichkeit und Objektivität dieser Sekretärin gegenüber zutraue, bin ich einigermaßen fest davon überzeugt, daß Sie ebenso wenig von diesem Geschäft verstehen, wie ich. Sie sind doch eine Frau von Welt, Sie können fabelhaft Auto fahren, das habe ich selbst gesehen, Sie können sicher unerhört gut Golf spielen, auch einen anständigen Bridge trauere ich Ihnen zu, aber daß Sie Bureauarbeiten tun können, das glaube ich nie und nimmer, ich finde auch, es würde gar nicht zu Ihnen passen!“

Ellinor wurde auf einmal ernst.

„Sie haben Unrecht, Mr. Carlton, und du auch George, denn ich sehe an deinem Gesicht, daß du Mr. Carlton zustimmst. Es ist nicht so, ich bin vielleicht anders, als andere Mädchen in meinem Alter und in meiner Position sind. Ich bin reich, man erzählte mir das schon, als ich noch ganz klein war. Jeder Wunsch

wurde mir erfüllt, ich konnte mit meinem Leben machen, was ich wollte. Und ich wollte etwas machen aus meinem Leben, es sollte groß und wunderbar sein! Ich wußte noch nicht ganz klar, was ich machen sollte, aber ich empfand es von ganz klein auf. Als ich sechzehn Jahre alt war, da träumte ich davon, einmal einen Prinzen zu heiraten und in einem alten Schloß zu wohnen, mit siebzehn Jahren wollte ich mein ganzes Geld den Armen schenken. Natürlich war das alles nonsens. Mit achtzehn Jahren hatte ich schon keinen bestimmten Plan mehr, ich wußte nur, daß ich irgend etwas tun müsse, das mich ganz ausfüllte. Ich wollte nicht so leben, wie die Kinder reicher Eltern leben. Ich habe bei Pa im Geschäft gearbeitet, als einfache Angestellte.

Pa läßt in dieser Beziehung nicht mit sich spaßen, er ist für keine Spielerei zu haben. So habe ich arbeiten gelernt. Und im Grunde genommen ist es auch meine Idee gewesen, dieser Wettlauf um 100 000 Dollars, und es war ganz klar, daß nur ich die Sache machen konnte. Pa hat zuerst gesagt: Es ist unmöglich, aber ich habe gesagt: denke nach, du mußt es möglich machen. Endlich sagte er ja! Und es ist gegangen. Willst du mich nun als Sekretärin anstellen?“

„Ich tue alles, was du willst, kleine Ellinor, denn ich habe dich lieb!“

Und so wurde Ellinor Stanley — nein, Betty Glynn — Sekretärin bei George Wellton.

15.

Die „Evening Review“ setzte zum Endspurt an.

In der Redaktion wurde fieberhaft gearbeitet. Noch zwei Tage, da mußte Ellinor gefunden sein.

Extrablätter flatierten durch die Straßen, noch einmal wurden die Menschen toll gemacht in dem Gedanken, 100 000 Dollar zu bekommen. Neue Plakate wurden gedruckt und an die Liffassäulen geklebt, überall konnte man sehen, wie Ellinor aussah, welche Kleider sie trug und wie sie ihr Haar frisurierte.

Ellinor war in New York, die New Yorker wußten es, man mußte sie finden! Aber New York war groß. New York war eine Welt für sich!

Selbst ein Geschäftshaus ist eine Welt für sich. Niemand im Hause George Welltons ahnte, daß die kleine Betty Glynn, die der Chef vor zwei Tagen als Privatsekretärin engagiert hatte, diese Ellinor Stanley sei. Wer hätte das auch denken können. Diese Betty Glynn war ein hübsches Mädchen, sie war sogar außergewöhnlich hübsch, aber es gab Tausende von hübschen Mädels in New York, deswegen brauchte man sich nicht aufzuregen.

Und diese Betty Glynn tat auch nicht das geringste, was sie von den anderen Mädels ihres Standes unterschied.

Sie kam pünktlich zum Dienst, jeden Morgen fuhr sie mit der Untergrundbahn, die um neun Uhr zehn an der Viktoria-Station war, und jeden Abend fuhr sie um sechs Uhr fünfzehn mit der Untergrundbahn nach Hause.

Der Chef schien sie gern zu haben, denn er betrachtete sie immer mit einem unverhohlenen Interesse,

ja beinahe konnte man sagen, mit zärtlichem Blick, aber diese Betty Glynn schien nicht im geringsten darauf zu reagieren.

Entweder war sie eine ganz Raffinierte, oder sie hatte einen Bräutigam, dem sie wirklich treu war, was ja auch vorkommen kann. Nun, auf jeden Fall war nicht der geringste Grund vorhanden, sich mit dieser Betty Glynn eingehend zu beschäftigen!

Aber am Morgen des siebenten Mai erschien Betty Glynn nicht zum Dienst.

Neun Uhr fünfzehn war längst vorüber und der Platz an der Schreibmaschine war immer noch leer.

George Wellton hatte schon dreimal gefragt: Ist Miß Glynn noch nicht da. Aber immer wieder bekam er die Antwort:

„Nein, wir haben sie noch nicht gesehen!“

George packte eine Unruhe.

Er hatte in den Tagen des Zusammenarbeitens gemerkt, daß Ellinor ihren Sekretärinnenposten ernst nahm, nicht nur aus der Laune heraus, die sie ihrer Verkleidung schuldig war, nein, einfach deshalb, weil sie übernommene Pflichten bis zum letzten ausfüllte.

Er verstand nicht, warum Ellinor nicht da war. Der leere Platz an der Maschine irritierte ihn. Eine unheimliche Atmosphäre umlagerte diesen Platz, und plötzlich hatte George Wellton das ganz bestimmte Gefühl, daß Ellinor etwas passiert sei. Er erinnerte sich, ganz genau dasselbe Gefühl schon einmal gehabt zu haben, damals ging es um seinen Freund. Das war in Bolivien gewesen, bei irgend einem der vielen Aufstände. Er war zufällig in diese Gegend gekommen, auf einer seiner vielen Reisen, die er mit seinem Freund Herbert Pullwer zusammen gemacht hatte. Sie waren in einem kleinen Hotel abgestiegen, mitten im Gebiet der Aufständischen. Und eines Abends, als er von einem Spaziergang zurückkam, da hatte das kleine Hotel einen unerklärlich fremden Eindruck auf ihn gemacht und ganz plötzlich hatte er das Gefühl gehabt: irgend etwas Schreckliches ist geschehen! Und dann erfuhr er, daß man seinen Freund hinterrücks erschossen hatte!

Und dasselbe unheimliche Gefühl packte ihn jetzt wieder, wenn er den leeren Stuhl vor der Schreibmaschine sah.

Hundertmal redete er sich ein, daß alles Unsinn sei, daß Ellinor sich aus irgend einem nichtsagenden Grund verspätet habe, daß sie jeden Moment eintreten müsse, so wie sie es die letzten Tage getan hatte.

Aber Ellinor kam nicht.

Auf den Korridoren standen die Angestellten zusammen und tuschelten.

Irgend etwas war geschehen. Ein Botenjunge hatte die Nachricht mitgebracht, und nun verbreitete sie sich blitzschnell, wie ein unheimliches Gift, im ganzen Haus.

Als George Wellton unvermutet die Tür seines Zimmers öffnete, fuhren die Köpfe auseinander, doch man wartete, daß Wellton fragen würde und jeder wollte die Sache selbst erzählen.

„Was ist geschehen?“

George würgte an den drei Worten.

„Ein Unglück, Mr. Wellton! Der Untergrundbahntunnel brennt. Drei Züge sollen drin stecken. Wie eine Maus in der Falle sitzen die Passagiere. Man weiß nicht, ob welche tot sind...“

„Nein“, schrie Wellton heiser, daß die Angestellten erschreckt zurückwichen, „nein, nein!“

Aber in allen Augen ringsum sah er, daß man die Wahrheit gesprochen hatte.

Ellinor!

Darum war sie nicht gekommen!

Er hatte das Gefühl, als würde sein Gehirn hart und jäh. Er reckte sich, als wolle er durch die Mauern hindurchsehen, aber sein Kopf machte nur eine hilflose Drehung auf den Schultern. Sein Gesicht wurde fahl, sein Blick zerrann, seine Augen flackerten.

Doch plötzlich warf er die Nächststehenden zur Seite, stürzte aus der Tür, ohne Hut und Mantel.

Man hörte, wie sein Wagen ansprang und in wenigen Sekunden verschwunden war.

Niemand von den vielen hundert Passagieren, die man später befragte, konnte etwas Genaueres angeben, wie die Katastrophe im Subray-Tunnel eigentlich passiert sei.

Wie jeden Morgen hatten sich die langen grauen Züge der Untergrundbahn regelmäßig von den Bahnhöfen gelöst und waren in den dunklen Schächten der Tunnelmündungen verschwunden.

Der Zug Nummer 487 hatte soeben die Station Picadilly-Street verlassen und raste mit einer Geschwindigkeit von fünfzig Stundenkilometern unter den Häusern New Yorks dahin.

Die Abteile waren eng gefüllt. Frauen, die ins Geschäft fuhren, viele Männer, die ihren Weg von der Vorstadt Hoboken ins Zentrum der Stadt nahmen.

Man hörte, wie in dem Paralleltollen die Züge sausten.

Das regelmäßige Schaulkeln des Zuges wurde jäh unterbrochen. Mitten im Tunnel hielt der Zug. Plötzlich verlöschte alles Licht. Noch blieben die Mitfahrenden ruhig, es konnte eine kleine Störung sein, irgend eine Sicherung war durchgebrannt, die ausgetauscht werden mußte. In wenigen Minuten würde das Licht wieder aufflammen.

Irgend ein Witzbold rief:

„Achtung vor Taschendieben!“

Ein junger Mann schmahte laut mit den Lippen und rief dann mit verstellter Stimme:

„Na, na, nicht so zärtlich!“

Man lachte. Man dachte nicht an Gefahr.

Die Schaffner eilten mit Taschenlampen durch die Waggons.

„Eine kleine Störung!“, trösteten sie, „es wird gleich wieder hell, bitte, behalten Sie Ruhe!“

Aber es wurde nicht wieder hell.

Und auf einmal erscholl eine helle Frauenstimme, die sich freischend vor Angst überschlug.

Der Tunnel brennt!“

Im Augenblick war alles von den Sigen gesprungen. Die Menschen preßten sich zusammen, Scheiben splitterten. Irgendwo schrie schrill und hoch eine Stimme.

Alles geschah in einer einzigen Sekunde.

Man sah kein Feuer, man wußte gar nicht, wo es brannte, aber durch die zerbrochenen Fensterscheiben quoll ein trüger, dicker Qualm, der sich in den Lungen festsetzte.

Irgend einer schrie:

„Der nächste Zug fährt auf uns drauf!“

Keiner überlegte sich, daß das unmöglich war, weil ja die einzelnen Strecken abgeblockt waren.

Die Menschen waren wie die Irren. Die Schaffner waren machtlos. Der Rauch biß in die Augen und erschwerte das Atmen.

„Ich ersticke“, winselte eine Frau.

Die Türen des Wagens waren hermetisch geschlossen. Man bekam sie nicht auf.

Die Menschen hämmerten mit den Fäusten ergebnislos dagegen.

Plötzlich hatte irgend einer den Handwerkskasten erbrochen, ein Beil blühte im Schein der Taschenlampe auf und von einer wuchtigen Hand geführt, biß sich das Eisen in die Holztür.

Schlag folgte auf Schlag.

Balken splitterten, Geröll rieselte, es rutschte, glitt, knirschte. Die Menschen stiegen aus den zerbrochenen Fenstern, zerschnitten sich die Hände an den Glasscherben und krochen leuchtend in den verqualmten Tunnel.

Niemand wußte, in welcher Richtung er laufen sollte.

Doch unwillkürlich drängten alle in der Richtung zurück, aus der man gekommen war.

Trauben entsetzter Menschen klammerten sich aneinander und stießen sich vorwärts.

In Wirklichkeit war noch keinem etwas passiert, aber die Angst und vor allen Dingen der fürchterliche Rauch peitschte die Menschen vorwärts.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod des Schauspielers M.

Von Herbert Eulenberg.

Natürlich hatten es alle vorausgesehen, als dieses Ende eingetreten war. Einige wollten es sogar ungefähr genau bis auf den Tag vorhergesagt haben. Und dabei überraschte dies Ereignis, trotzdem man es kommen sehen mußte, einen jeden mit der Pöhllichkeit und der Verhängnisfülle des Todes, der, so erwartet er auch eintreten mag, doch immer wieder erschüttert und erschreckt.

Der Schauspieler M. hatte sich seiner Gewohnheit folgend nach der Vorstellung in seine Künstlerstammkneipe begeben, wo er sich in großen Mengen Speisen und in noch größerer Getränke zuzuführen pflegte. Er erschien in der Regel kurz vor Mitternacht, um bis gegen zwei Uhr hier herumsitzend und zu zechen. Sein mächtiger Brustkorb, den er in seiner Haltung beständig gewaltsam vortrieb, wölbte sich nach Erledigung dieser Aufgaben, in denen er seine Erholung sah, noch einmal so wuchtig und massig. Dann, wenn er diesen unvermeidlichen Posten an Vergnügen hinter sich hatte, forderte er gewöhnlich die Bezogeten, die sich in solch einer Nacht zu ihm gefunden hatten, mit seiner etwas belegten verunkelten Bärenstimme auf, mit ihm hinauszufahren.

Er bewohnte ein kleines, hübsches Häuschen mit einem Garten in einem ländlichen Vorort von Berlin und liebte es, den Kerlen, männlichen wie weiblichen Geschlechts, die sich um die mitternächtliche Stunde ihm anschlossen, nachher noch vor dem neuen Tag seine Herrlichkeit draußen zu zeigen. Auch in der letzten Nacht, die diesem riesigen, rumpigen Kerl auf Erden vergönnt war, hielt er es so und lauschte mit einem Schwarm von Gästen seiner fernen Behausung zu. Meist zahlte er auch den Kraftwagen, der diese Leute hinter dem feinsigen, der bereits mit Menschen vollgepfropft war, hinaus- trug. Denn es waren im allgemeinen ziemlich arme Schlucker, kleine oder stellenlose Schauspieler und Schauspielerinnen oder Filmsternchen, die sich nachts an ihn herandrängten, an diese Kieselgestalt, die so viel Lebenskraft und zugleich Erfolg bei der großen Menge verkörperte.

Es war eine lauwarme Mainacht, die im Begriff stand, sich in einen lindenden Morgen aufzulösen, als er vor seiner Behausung anköpfte. Sein Fahrer mußte schon vorher nach Leibeshelfen die Hupe ertönen lassen, damit sein Diener drinnen das Nötigste für seine Ankunft vorbereitete. Dieser Diener war eigentlich kein Mädchen für alles: eine gute, treue Seele, ein armer, schwächlicher Kerl, der in den Anfangsjahren des Prominenten noch Spielwart auf irgendeiner kleinen Bühne gewesen war, aber dann im Dienst einen schweren Unfall gehabt hatte. Infolgedessen war er hernach für eine Weile in den Souffleurkasten gerufen, konnte sich aber auch dort auf Grund seiner Schwerhörigkeit nicht halten, die sich durch die schwere Bühnenwand, die ihm auf den Kopf gefallen war, gebildet hatte. Und nun hatte sich der im Gegensatz zu ihm immer mächtiger, glücklicher und angesehener gewordene Mime, der Liebling der Masse, des armelosen, bescheidenen Teufels angenommen und ihn zu seinem Hof- und Leibdiener gemacht. Die Hauptobliegenheiten des guten Gustav, wie dieser allgemein genannt wurde — denn sein Nachname schien über seinem schlimmen Schicksal verloren gegangen zu sein — bestanden, wenn er das Bett seines Herrn gemacht hatte und die Wohnung aufgeräumt hatte, darin, daß er für das Frühstück des großen Schauspielers, der meistens den ganzen Tag und die halbe Nacht draußen war, und somit für den nächsten frühen Morgen sorgen mußte.

Der hohe Held hatte nämlich die Gewohnheit, wenn er kurz vor Sonnenaufgang heimgekehrt war, noch ein umständliches Frühstück einzunehmen. Und zwar lauter saure Sachen, nach denen er infolge der durchzechten Nacht besonderes Verlangen trug: Scharfe Anchovis, Sardellen, Heringe in Pfeffer-, Senf- oder grüner Kräutersoße, kleine Pilze in Öl oder Schmant, gemischte Essigfrüchte, harte Eier, kaltes Fleisch oder Würstchen in bitterer Tunke, Artischocken, Leberbrötchen mit Pasten bestrichen, Ochsenmaulsalat, Wildpasteten, Gurken in jeder Form und Zubereitung, Rindfleischscheiben in Meerrettich oder Zwiebelkunkel, Sped mit Paprika, Neunaugen, Rheinsalm, Schinken, Kalb, Sülze, Kartoffelküden, Spargelspitzen, Geräuchertes, Gänseleber, Karf, Lachs, Radieschen und alle möglichen feinen Salate. Mit Wein, Schnäpzen und später wohl auch noch mit Kaffee bespült, schmeckten diese Sachen dem gewaltigen Schauspieler nach der Aufregung des Tages, der Proben, der Aufführung und des vorhergegangenen Gelages ganz herrlich und vorzüglich. Dabei hielt er es besonders genau mit der Vollständigkeit dieser bekönnenden Speisen, die er sich in der Frühe in ungeheuren Mengen zu Gemüte führte.

Auch an diesem Morgen vermischte er wie gewöhnlich irgend etwas und benutzte diese Gelegenheit dazu, seinen Diener herunterzuputzen. Was ihm auch aus dem Grunde

einen großen Spaß machte, weil er sah, wie ängstlich der arme Kerl bei jedem Krach wurde, den er ihm aufschlug. „Mensch! Justa!“ schrie er diesmal, „du hast ja die Perlzwiebeln vergessen. Ich hab's dir doch noch besonders aufgetragen!“ Der schwächliche Kerl entschuldigte sich schlotternd mit seiner Schwerhörigkeit, er habe es wohl nicht recht verstanden, er würde gleich dafür sorgen, morgen früh schon —

„Was hab' ich davon?“ unterbrach ihn der Schauspieler gereizt und weidete sich an der Verlegenheit und Furcht des ihm Untergebenen. „Ich will heute meine Perlzwiebeln haben! Heute! Verstanden?“

Aber dann ekelte ihn auf einmal angesichts seiner verschwiegelten Gesellschaft, die sich wie die Ratten über all die verschiedenen kleinen Gerichte gestürzt hatten, die ganze Freierei an. Er trat in den mit Glas überdeckten kleinen Vorbau hinaus und redete sein bleiches, bides, aufgedunenes Gesicht und seinen riesigen Brustkorb dem weißen Lichtschimmer zu, der über seinem Garten langsam emporstieg. Die Welt um ihn bekam wieder Umrisse: das Nachbarhaus dort und sein Stall, in dem sein Kraftwagen jetzt schlummerte. Doch er hatte keine Lust mehr an diesem ewig erneuten allmorgendlichen Vorhangaufziehen über der Schöpfung. „Ach was!“ schnauzte er den niedergeschlagenen Diener an, der sich vergebens mühte, ihn mit einer Schüssel Gänseleber in seiner Linken und einem Teller kalter Forellen in seiner Rechten, über die vermischten Perlzwiebeln hinwegzutrotzen.

„Was soll dies ganze In-sich-Hineinstopfen?“ polterte sein Herr ihn an. „Ich werde es noch ganz abstellen samt deinen verdammten Perlzwiebeln, die du mir nicht besorgt hast! Nächstens soll ich den „Hamlet“ spielen und schleppe noch diesen Wanst mit mir herum. Freilich“, beschwichtigte er sich und sein schlechtes Gewissen sogleich, „wo steht es eigentlich geschrieben, daß „Hamlet“ dünn und haager sein muß? Er ist kurzatmig, heißt es irgendwo von ihm. Sprich das nicht geradezu für seine Fettigkeit?“

Er hatte sich von seinen Gästen abgewandt, von diesen zusammengewürfelten verlotterten Leuten, Männlein und Weiblein, die er mit hier hinausgelotst hatte in seinem Soff und die ihn nun allesamt anwiderten, wie sie sich gierig auf seine Kosten vollstopften.

Er stierte in eine Ecke seines Vorbaus hinein, in die Blumenede, wie er sie nannte. Es standen zwar nicht viele Blumen dort, sondern meistens nur Kakteen, für die er eine besondere Vorliebe hegte. Er war noch immer in Gedanken an seine künftige demnächstige Rolle, den „Hamlet“, während Gustav neben ihm, was drollig anzuschauen war, fortwährend versuchte, irgendeinen der köstlichen Lederbissen an ihn loszuwerden. „Ja, da liegt's: Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen?“, sprach der Schauspieler jetzt mit einer sonderbaren Stimme, selber wie aus einem Traum, vor sich hin. Dann griff er sich plötzlich ganz ängstlich an seine wuchtig vorgewölbte Brust, als hätte er etwas von ihr abstreifen wollen. Und dann stürzte er wie eine Säule oder ein Schiffsmast, der umbricht, in die Blumenede hinein.

Es entstand eine allgemeine Schreckflucht, als nun die beiden beherztesten Männer aus der Schar derer, die im Zimmer gegessen und gegessen hatten, sich vergebens anstrengten, den toten Gastgeber wieder aufzurichten und ins Leben zurückzurufen. Besonders die Damen jagten aus Ertzsehen und um nichts mehr mit der Sache zu tun zu haben, schleunigst über den feuchten Raken des Gartens nach der nächsten Bahn, die schon zu fahren begonnen hatte. Aber auch die Herren brückten sich bald einer nach dem andern weg, weil ihnen dieser Fall denn doch etwas zu plötzlich gekommen und weil ja hier ohnedies nicht mehr zu helfen war.

Nur Gustav lief noch fortwährend ganz verzweifelt rat- und fassungslos herum und überschüttete sich mit Selbstwürfen, als ob er allein Schuld an dem Ereignis trüge: „Warum hab' ich auch die Perlzwiebeln vergessen?“

Schertz und Spott

Englischer Humor.

Man hat Grammophon-Aufnahmen von berühmten schottischen Klage Liedern gemacht. Die Klage des schottischen Befuders in London, dessen Autodrosche in einem Verkehrs-Knauers aufgehalten wurde, mit dem ominösen Tiden des Taxameters als Begleitung, soll besonders herzerreißend sein.

In Wien hat ein Mann 74 Stunden ununterbrochen getanst. Der Mann muß sich sehr stark mit dem Hammer auf den Daumen geschlagen haben!

„Würden Sie nicht fünf Dollar geben? Wir wollen einen Saxophon-Spieler beerdigen.“ — „Hier haben Sie dreißig Dollar; beerdigen Sie gleich sechs.“



Das Einwintern des Gemüses.

Mit dem Bergen des Gemüses sollte man es nicht so einka haben. Man lasse ruhigen Blutes einen mäßigen Frost über das Gemüse gehen, der erst seiner Lebendigkeit ein Ende bereitet und ihm jenen Zustand der Reife gibt, der die günstigsten Erfolge für die Überwinterung bietet. Trotz der geringen Wärme wächst das Gemüse im Oktober und selbst in einem milden November noch weiter infolge ergiebiger Niederschläge. Namentlich bei dem Sellerie ist dies deutlich zu beobachten. Ein früheres Ernten würde daher nicht nur die Haltbarkeit beeinträchtigen, sondern man würde auch einen erheblichen Mehretrag verlieren. Die erste Woche im November ist daher unter normalen Verhältnissen die geeignete Zeit, das Wintergemüse zu bergen.

Das zu erntende Gemüse muß von tadelloser Beschaffenheit in jeder Beziehung sein. Das ist eine Hauptbedingung für seine Haltbarkeit in den Überwinterungsräumen. Die Kohlköpfe müssen daher unbedingt gut ausgereift, also festgeschlossen, möglichst vollkommen und unbeschädigt sein. Geplante, angefaule und noch nicht ausgewachsene Köpfe sollten daher in der Küche nach Möglichkeit verbraucht werden. Ebenso sind alle geplante und hohlen Wurzelgemüse, ebenso Salatköpfe mit Fäulstellen auszuschneiden.

Ein weiterer Hauptpunkt, der für die Überwinterung maßgebend sein muß, ist das Wetter, bei dem geerntet und eingewintert wird. Nur an einem trockenen, jedoch nicht warmem Tage, am geeignetsten am Vormittag zwischen 9 und 12 Uhr, wenn die Mittagssonne die Pflanzen noch nicht erwärmt hat, ist das Gemüse zu ernten. An Ort und Stelle sind Kohl und Salat von allen welken, ungesunden und faulen Blättern zu befreien. Bei Wurzelgemüsen und Sellerie wird das Laub bis auf die Herzblätter beseitigt, aber nicht zu kurz, da sonst Fäulnis eintritt.

Manngaltig ist die Aufbewahrung der verschiedenen Gemüsesorten. Der widerstandsfähige Grünkohl, der erst bei einem Durchfrieren seinen Wohlgeschmack erhält, überwintert auf seinem Standort am besten. In milder Lage auch der Rosenkohl, den man auch vorsichtshalber einschlagen und bei starker Kälte mit Stroh und Laub bedecken kann. Ebenso ist der Wirsing nicht besonders frostempfindlich. Man tritt ihn einfach um und bedeckt das Haupt mit einem Spaten Erde. Auch das Weiß- und Rotkraut kann man mit dem Strunk nach unten in einem 30 Zentimeter tiefen Graben, größtenteils mit Erde bedeckt, einschlagen. Beim Eintritt starker Kälte ist auch hier noch eine Decke von Laub, Stroh oder Fichtenzweigen erforderlich.

Befügt man über einen großen, trockenen Keller, der keinen zu hohen Temperaturschwankungen unterworfen ist, so lassen sich hier die Gemüse recht gut überwintern.

Wo es an geeigneten Kellerräumen mangelt, kann das Gemüse, besonders die Wurzelgemüse in grundwasserfreien Gruben überwintert werden. Sie werden am besten auf einer leichten Anhöhe errichtet, damit der Regen nicht oben hineinströmen kann. Die Gruben eignen sich recht gut zur Überwinterung für die Wurzelgemüse, insbesondere für Sellerie, Lauch, Kohlrabi, ferner verschiedene Kohlsorten, namentlich Blumenkohl. Die Gruben werden 1,50 Meter breit und gewöhnlich nicht über 40 Zentimeter tief und von beliebiger Länge angelegt. Der Aushub wird als Erdwall zu beiden Seiten aufgesetzt und nach außen abgegräbt, daß das Regenwasser ablaufen kann. Auf den Boden kommt eine Schicht trockener Sand. In diesen kommen die Gemüse reihenweise nebeneinander zu liegen, jedoch in der Weise, daß beim Blumenkohl und Sellerie die Blätter freibleiben. Kohlköpfe werden mit den Wurzeln nach oben nebeneinander gestellt. Nach der Füllung der Grube wird sie mit Brettern bedeckt, die eine Neigung nach einer Seite haben müssen, daß Regen- und Schneewasser ablaufen können. Sobald es kalt wird, werden die Bretter, an deren Stelle sich auch Stangen verwenden lassen, noch mit Erde, Laub, Stroh oder Schilf bedeckt. Vorerst bleiben die Seiten frei, damit die Luft durchziehen kann. Bei starkem Frost werden sie natürlich auch geschlossen und mit Erde bedeckt, aber bei mildem Wetter sofort wieder geöffnet.

Sehr vorteilhaft lassen sich die Wurzelgemüse auch in Erdmieten bis zum Frühjahr besonders frisch und ohne die geringste Fäulnis aufbewahren. Die Mieten sind an einer geschützten und trockenen Stelle im Garten etwa ein Meter breit und 30 Zentimeter tief anzulegen. Hier werden

die Gemüse in Lagen von 1 Meter Breite und 1 Meter Höhe in beliebiger Länge aufgeschichtet und mit einer ziemlich starken Schicht Langstroh abgedeckt. Zu beiden Seiten der Miete wird in 70 Zentimeter Abstand ein Graben ausgeworfen und die gewonnene Erde zum lückenlosen Abdecken der Miete verwertet, und zwar so dicht, daß keine Kälte eindringen kann. Nur ein schmaler Streifen der Fiste bleibt frei und wird mit Stroh oder Torfkumpen ausgestopft. Bei Eintritt strenger Kälte muß die Erdoberfläche noch durch Kartoffelstroh und dergl. verstärkt werden. Immerhin kann der Frost den Mieten sehr gefährlich werden, wenn sie in einer günstigen Lage angelegt sind oder wenn sich die Kälte plötzlich ohne Schnee einstellt.

Das Auswachsen der Kartoffeln.

Wachstumsstörungen der Kartoffeln sind oftmals von recht unangenehmen Folgen für die Knollen. Herrscht im Sommer längere Zeit trockenes Wetter, namentlich in der Zeit des Knollenansatzes, dann tritt bald ein Stillstand in der Entwicklung der Knollen und damit die sogenannte Kollerkrankung ein. Folgt dem Wachstumsabstufung nasses Wetter, so wird das Wachstum von neuem angefaßt, aber nicht etwa in der Weise, daß die bereits vorhandenen Knollen sich gleichmäßig vergrößern. Merkwürdigerweise wachsen die Knospen (Augen) der Knollen zu Tragfäden (Stolonen) aus und bilden an deren Enden wiederum Knollen, wenn auch von bescheidener Größe. Diese Neubildung geht auf Kosten des Stärkemehlsgehalts der Mutterknolle. Da es sich kaum lohnt, die kleinen Knollen bei der Ernte aufzulesen, hat namentlich der Landwirt einen nicht unbedeutenden Schaden.

Folgt der Trockenperiode reichlich spät in der Jahreszeit erst eine Regenzeit, wenn die Knollen in ihrer Ausbildung schon weit vorgeschritten sind, dann vergrößern sich diese an ihrem Gipfelende durch knollenartigen Ansatz. Sie wachsen durch, wie sich der Fachmann ausdrückt. Dieses Auswachsen, das ebenfalls auf Kosten des Stärkemehlsgehalts der Mutterknolle stattfindet, kommt nicht mehr zum rechten Abschluß. Auch die Schale des erweiterten Teils erlangt nicht die notwendige Festigkeit, wie dieser selbst arm an Stärkemehl bleibt. Darum sind diese ausgewachsenen Kartoffeln nicht haltbar und sollten beiseite verbraucht werden.

Daselbe ist der Fall, wenn die Augen unmittelbar an dem Kronenende der notreifen Knolle, ohne erste Stolonen zu bilden, kleine knollenartige Auswüchse entwickeln. Sie sind mehr oder weniger fest mit der Mutterknolle verwachsen. Solche Bildungen sind bei den Hausfrauen wegen der Schwierigkeit des Schälen im höchsten Grad verpönt.

Um diesen Mißbildungen vorzubeugen, ist es ratsam, dafür zu sorgen, daß die Kartoffeläcker einen reichen Humusgehalt, der die erwähnten Wachstumsstörungen durch seinen ständigen Feuchtigkeitsgehalt nahezu verhütet, aufzuweisen haben.

Warum platzt das Gemüse?

Im Herbst müssen wir des öfteren die unangenehme Erfahrung machen, daß mitunter prächtig entwickelte Köpfe von Weiß- und Rotkraut plazen. Was ist wohl die Ursache dieser Erscheinung? Das Plazen des Gemüses ist in den allermeisten Fällen in seiner Überreife begründet. Das Wachstum ist meist bei Eintritt kalten Herbstwetters schon abgeschlossen. Die äußeren Deckblätter sind fest und hart geworden und umschließen den Kopf fest. Tritt nach diesem Stillstand über kurz oder lang nochmals warmes Wetter ein, dann wird das Wachstum von neuem angeregt. Die inneren Kopfblättern dehnen sich aus und sprengen dann naturgemäß die äußeren starren Hüllblätter. Auch anhaltende Nässe im Spätsommer und Herbst lassen das Gemüse nicht zum Abschluß seines Wachstums kommen. Die inneren Blätter machen sich gewaltig Luft und sprengen ebenfalls die äußere Hülle. Solch geplantes Gemüse hat keine Haltbarkeit verloren. In den Rissen siedeln sich bald Fäulnisbakterien an und bringen rasch den ganzen Kopf zum Faulen. Darum eignen sich derartige Köpfe nicht zum Überwintern. Sie müssen alsbald in der Küche frisch verbraucht oder sterilisiert werden. Bei Kohlraben, Möhren und Sellerie tritt ebenfalls die Erscheinung des Plazens oftmals ein. Auch hier ist es eine Folge der Überreife und Wiedereintritt des Wachstums. Es darf daher der richtige Zeitpunkt der Ernte nicht veräußt werden.